

Zeitschrift: Neujahrsblatt für Basels Jugend
Herausgeber: Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen
Band: 35 (1857)

Artikel: Rudolf von Habsburg und die Basler
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1006869>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

XXXV.

Neujahrsblatt.

von Prof. Dr. Wilf. Arnold.



XXXV.

Neujahrsblatt

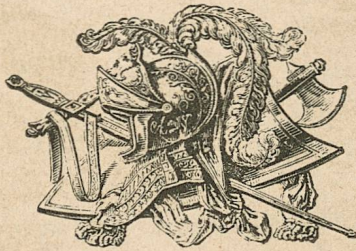
für

Basels Jugend,

herausgegeben

von

der Gesellschaft des Guten und Gemeinnützigen.



1857.

Buchdruckerei von Karl Mähinger.



Rudolf von Habsburg und die Basler.

Nachdem uns das vorige Neujahtsblatt von den Zünften und dem rheinischen Städtebund erzählt hat, wollen wir diesmal die Geschichte unserer Stadt bis zu Ende des 13. Jahrhunderts weiter verfolgen. Es ist die Zeit König Rudolf's von Habsburg, womit wir es zu thun haben, eine Zeit, die für Basel wie für alle größern Bischofsstädte besonders wichtig wurde, weil der König die freie Verfassung dieser Städte zuerst als rechtmäßig anerkannte. Zwar waren auch die Hohenstaufen von Haus aus den Städten nicht feind gewesen, aber sie hatten schwere Kämpfe mit der Kirche und den Bischöfen geführt und dabei gar oft die Städte den Lektorn preisgegeben. Das wurde unter Rudolf anders, der jeden Streit mit der Kirche vermied und deshalb seine ganze Thätigkeit auf die innere Ordnung des Reichs verwenden konnte. So erwuchs den Städten noch ein anderer Vortheil: die wiederhergestellte Ordnung kam zugleich ihrem Handel und Gewerbe zu gut und begünstigte das Aufstreben der Kaufleute und Handwerker. Rudolf steht daher am Ende einer alten und am Anfang einer neuen Zeit. Am Ende einer alten, indem er die städtische Verfassung bestätigte, die bis dahin neben dem Bischof nur eine Mitherrschaft der grundbesitzenden Ritter und Patricier kannte; und am Anfang einer neuen, indem er den eigentlichen Bürgerstand emporhob und ihn ebenfalls zu einer Theilnahme an der Herrschaft fähig machte. Mit keiner Stadt aber ist die Geschichte des Königs so innig verwachsen wie mit Basel, und es ist deshalb doppelt anziehend, die Geschichte beider im Zusammenhang zu betrachten. Gewiß freut sich der Leser, etwas Näheres von diesem König zu erfahren, und der Erzähler freut sich von Herzen mit und wünscht nur, daß er seine Sache auch so vorbringen möchte, wie es zu der schönen Zeit paßt, von der er erzählen soll. Er rechnet dabei auf die freundliche Nachsicht seiner Leser, zumal der großen, denn er weiß, daß auch solche kommen und nachsehen, was man der lieben Jugend zum neuen Jahr erzählt.

Ja wohl war es eine böse Zeit, die uns das vorige Neujahrsblatt geschildert hat, die Kaiserlose und schreckliche Zeit, wie sie der Dichter nennt, wo Gewalt vor Recht ging und Niemand seines Lebens sicher war. Damals, erzählt die Chronik, stand's in Deutschland und fürnehmlich am Rhein also, daß wer der Stärkste war, der schob den Andern in den Sack wie er konnte und mochte; die Räuber und Edelleute nährten sich aus dem Stegreif, mordeten wen sie konnten, verlegten und versperreten die Pässe und Straßen und stellten denen, so ihres Gewerbs halber über Land ziehen mußten, wunderbarlich nach; daneben hatten etliche Herrschaften neue Zölle am Rhein aufgerichtet; auch war das arme Volk mit übermäßigen unbilligen Schatzungen hoch beladen und beschwert. — Nun hatte freilich der rheinische Städtebund zwei Jahre lang Ruhe und Ordnung gestiftet und alle Störer des Landfriedens mit starker Hand niedergehalten. Aber als im Jahr 1257 statt eines zwei Könige gewählt wurden und die einen Städte diesem, die andern jenem zufielen, ging das schöne Unternehmen wieder zu Grund, und die Verwirrung und Unordnung wurde ärger als zuvor. Von den zwei Schattenkönigen, die beide Fremde waren, kam Alfons von Kastilien gar nicht, Richard von Cornwallis nur ein paar Mal auf kurze Zeit nach Deutschland. Wie er die Krone durch „Handsalben“ erkaufte hatte, so mußte er auch seine Anerkennung erst überall erkaufen, und sein Königthum reichte immer nur so weit als sein Geld. Viermal fuhr er von England herüber, theilte Privilegien und Geschenke aus und hatte dafür die Freude als König zu gelten. Die Städte ließen sich den neuen König gefallen und leisteten die Huldigung, nachdem er ihnen eine Beisteuer gewährt oder das Versprechen gegeben hatte, sie von der Huldigung zu entbinden, wenn ein besserer König aufgestellt werde. Frankfurt, Gelnhausen, Wehlar, Friedberg und Oppenheim huldigten nur mit diesem Vorbehalt; den Städten Worms und Speier, die zuerst für Alfons gewesen waren, zahlte er Geldsummen. Den Bürgern von Worms gab er tausend Mark. „Nach vieler Unterhandlung haben sie Richard, um für einen König angenommen, doch dergestalt, daß er ihnen zu gemeiner Stadt Nothdurft 1000 Mark Silbers geben oder versehn sollte, was denn geschehen. Ist also der König zu Worms eingeritten, hat die Huldigung von den Bürgern empfangen und ihnen die Privilegien konfirmirt.“ Als er in die Nähe von Basel gekommen war, mußte er umkehren, weil ihm das Geld ausging. Doch bestätigte er von Schlettstadt aus dem Bischof Breisach und das Münsterthal und der Stadt ihre Rechte und guten Gewohnheiten: die erste Urkunde, welche eine königliche Bestätigung der städtischen Freiheiten enthält. Wirkamen Schutz, den gerade die Städte bedurft hätten, konnte Niemand von einem solchen König erwarten, und es blieb Jedem überlassen, so gut es gehen wollte sich selber zu helfen. Den geistlichen und

weltlichen Fürsten, die dazu Macht genug hatten, war allerdings die Zeit recht, in der sie ihre Herrschaft willkürlich erweitern konnten. Und auch die Ritter, die als Vasallen der Fürsten lebten, wußten sich auf Kosten der Schwächern schadlos zu halten; dabei sahen die Fürsten, wenn es nicht gegen sie selber ging, ihnen schon durch die Finger. Die Städte aber, die nach dem Zerfall ihres Bundes keine Unterstützung an einander hatten, fanden nirgends Hülfe und mußten, jede in der Regel für sich allein, die zahlreichen Feinde abwehren, die alle sich an ihnen erholen wollten. Die meisten haben durch Kämpfe mit ihren Bischöfen, durch zahllose Fehden, durch Raub und Plünderung unsäglich gelitten, zumal wenn besondere Unglücksfälle wie Ueberschwemmungen oder Feuersbrünste hinzu kamen.

Nur da, wo Bischof und Stadt verbündet blieben, gestaltete sich die Lage der Dinge günstiger. Das war in Basel der Fall, seitdem im Jahr 1260 der bisherige Domprobst Heinrich, ein geborner Graf von Neuenburg, zur Verwaltung des Bisthums gelangte. Auch hier hatte sein Vorgänger Berthold von Pfirt die bischöflichen Rechte erweitern und die frühere Abhängigkeit der Stadt wiederherstellen wollen: zum Beweis seiner Ansprüche hatte er eben die alten Rechte des Stifts und der Ritterschaft aufzeichnen lassen, worin natürlich von einem selbständigen Rath der Stadt keine Rede war. Allein zu Ende des Jahrs 1260 fanden Bewegungen gegen ihn Statt, in denen der Domprobst mit den Bürgern und Handwerkern gemeinschaftliche Sache machte; Berthold von Pfirt mußte auf die Herrschaft verzichten und den Domprobst zum Coadjutor nehmen. Zum Dank für seine Erhebung blieb Heinrich den Bürgern von Herzen zugethan und suchte soviel er konnte ihr Wohl aufrichtig zu fördern. Das Wichtigste, was er that, bestand darin, daß er ihnen gleich nach seiner Erhebung eine Handfeste gab, welche die Selbständigkeit der Stadt feierlich anerkannte (1260 oder 1261). Diese Handfeste ist die Grundlage der Basler Verfassung geworden, die nachmals jeder Bischof bei Antritt seiner Herrschaft beschwören mußte. Heinrich bestätigte darin alle Rechte der Bürger, befreite sie von Steuern und versprach, ihnen jährlich einen Bürgermeister und Rath zu geben, die von besonders ernannten Kiefern gewählt werden sollten.

Die Art, wie der Rath gewählt werden sollte, war sehr eigenthümlich. Denn in andern Städten blieben die Rathsherrn entweder lebenslänglich im Amt und ergänzten sich selbst (Kooption), oder sie wechselten jährlich und wurden dann je von den abgehenden gewählt. Hier sollten die abgehenden zwar auch die neuen wählen, aber nicht auf direkte sondern auf indirekte Art: sie stellten zwei Ritter und vier Patricier als Kieger auf, diese nahmen noch zwei Domherrn hinzu, und die acht Kieger zusammen wählten dann erst die Rathsherrn. Die Einrichtung hat ohne Zweifel den Bischof Heinrich selber zum Urheber und zeugt für

dessen feinen politischen Takt: sie berücksichtigte auf zweckmäßige Art die verschiedenen Interessen und verhinderte doch den unmittelbaren Einfluß des Bischofs oder übermüthiger Geschlechter. Die Zahl der Rathsherren war vor der Handfeste nicht immer die gleiche gewesen, sondern hatte wie anderwärts allmählig zugenommen, so daß 1258 z. B. 11 Ritter und 21 Patricier den Rath besaßen; nach der Handfeste waren es sechzehn, 8 mit dem Bürgermeister aus dem Stand der Ritter, und 8 aus dem Stand der Patricier oder Altbürger. Doch mochten die Ritter, die schon jetzt lieber auf ihren Burgen und Lehngütern lebten, nur selten vollzählig im Rath vertreten sein. Als später die Zahl ihrer Rathsstellen vermindert wurde, die der patricischen aber unverändert blieb, kam der Name Altbürger für diesen Stand überhaupt in Gebrauch, zum Unterschied von den Handwerkern, die nun ebenfalls Bürger geworden waren. Wir wissen also, daß wenn von Altbürgern gesprochen wird, in der Regel der ganze Stand darunter gemeint ist: die angesehenen Geschlechter altfreier Herkunft, die den Rittern ebenbürtig waren und gleich diesen zumeist vom Ertrag ihrer Güter lebten. An einen Mißsitz der Handwerker im Rath ist für unsere Zeit noch nicht zu denken, obwohl die Zunftmeister für sich wieder einen eignen Rath bildeten, der wie in andern Städten bei wichtigen Angelegenheiten zugezogen wurde. Denn soviel auch Bischof Heinrich für die Handwerker gethan hat, so konnte er doch den Standesunterschied zwischen ihnen und den lehnfähigen Bürgern nicht aufheben. Dazu bedurfte es erst der langen Zunftbewegungen des 14. Jahrhunderts, und selbst diese haben nicht vermocht, die Schranken der Geburt überall zu durchbrechen.

Nachdem Heinrich die Verfassung der Stadt neu begründet und den Bürgern die Handfeste gegeben hatte, ging er an das Hoflager Richard's und suchte um die königliche Bestätigung nach. Am 5. November 1262 stellte Richard die oben erwähnte Urkunde aus, worin er auf Breisach und das Münsterthal verzichtete und der Stadt alle Freiheiten und Rechte, neue wie alte, unverletzt zu erhalten versprach. Unter den Zeugen der Urkunde erscheint vorbedeutungsvoll neben dem Erzbischof Werner von Mainz auch der nachherige König, Graf Rudolf von Habsburg. — Vier Wochen nach Verleihung des Privilegs starb Bischof Berthold von Pfirt (10. Dezember 1262), und Heinrich ergriff nun ohne Weiteres Besitz vom Bisthum. Das Kapitel hätte vielleicht gern eine förmliche Wahl vorgenommen und den bisherigen Coadjutor übergangen, allein dessen Anhang war so groß, daß es keinen Widerspruch wagte. Auch als Bischof blieb Heinrich seiner Politik treu und lebte in Frieden und Eintracht mit der Stadt. Dafür wurde er umgekehrt auch von den Bürgern unterstützt. Sie halfen ihm wacker das Bisthum beschützen, nahmen Theil an seinen Fehden und Kriegszügen

und bewilligten selbst Geldbeisteuern, von denen sie die Handfeste ausdrücklich befreit hatte. Es ging wie es immer zu gehen pflegt: in Güte erreichte unser Bischof mehr als andre durch Gewalt. Nirgends ist das wechselseitige Treueverhältniß, in welchem Bischof und Stadt zu einander stehn sollten, schöner verwirklicht worden als hier, und es ist kein Fall bekannt, daß daselbe irgendwie getrübt worden wäre.

Dagegen brachen in der Stadt selbst Parteinungen der Ritterschaft aus, in welche die Patricier und Handwerker zum Theil mit verwickelt wurden. Wir finden ähnliche Faktionen auch in andern Städten und zwar von dem Augenblick an, in welchem die Herrschaft des Bischofs auf den Rath überging. Vorher mußten alle Geschlechter zusammenhalten, um die Stadt von der bischöflichen Herrschaft zu befreien; später als die Zünfte sich erhoben, mußten sie ihre Kräfte wieder gegen diese vereinigen. Die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts ist also recht eigentlich die Zeit für diese Parteinungen: von den Bischöfen drohte den Städten keine Gefahr mehr, und die Handwerker waren noch nicht stark genug, die Aristokratie zu stürzen. Die vornehmen Geschlechter, an Kampf und Streit gewöhnt, kehrten ihre Waffen gegen einander und trennten sich in zwei Parteien, deren jede die Oberherrschaft zu erlangen suchte; je unabhängiger in einer Stadt die Aristokratie, desto heftiger war auch der Parteidampf. Das gilt vor Allem von Köln und Straßburg, wo die Fehden der Overstolz und Wyßen, der Born und Mühlenheim ganz an die Kämpfe der Ghibellinen und Guelfen in den großen Städten Italiens erinnern. So trat in Basel ebenfalls eine Trennung ein, das Besondere aber war, daß sie von dem Stand der Ritter ausging, der hier zahlreicher war, als der der Patricier. Darum verbanden sich diese auch in der Folge mit den Handwerkern, oder leisteten ihnen doch keinen ernstlichen Widerstand, während anderwärts, wo die Ritter schon das Feld geräumt hatten, die Patricier die Hauptrolle spielten. Die Trennung könnte wohl mit den Unruhen von 1260 zusammen hängen, indeß zeigt das Beispiel der übrigen Städte, daß sie keine bloß zufällige war. Jene Unruhen haben also nur etwa Anlaß zu schärferer Parteistellung gegeben. Nach dem Bericht Alberts von Straßburg, des Basler Chronisten jener Zeit, entstand die Trennung zuerst aus Neid der mindermächtigen Geschlechter über die Schaler und Mönche. So oft die Basler Ritter auszogen, und Jemand fragte, wer es sei, lautete die Antwort: das sind die Schaler und Mönche von Basel. Aus Verdruß hierüber errichteten die andern Geschlechter ein eignes Banner, das einen weißen Stern in rothem Feld hatte, worauf jene einen grünen Papagai in weißem Feld als Abzeichen annahmen; daher die Namen Sterner (*stelliferi*) und Sittiche (*psittaci*). Zu letztern gehörten die ältesten Geschlechter: die Schaler, Mönch, zem Rhin, Marschalk, Kämmerer und

andere; zu den Sternern die von Eptingen, Biztum, von Ufheim, Kraft, Reich, Pfaff, von Ramstein, am Kornmarkt (später von Neuenstein), Macerell, von Fried und andere mehr. Wir dürfen wohl aus der Erzählung schließen, daß die angesehenen Geschlechter einen Druck auf die geringern ausübten und sie nur in beschränkter Weise zu den bischöflichen Lehen und Aemtern zugelassen hatten; als neue Geschlechter in die Stadt kamen, wurde dann eine zweite Rittergesellschaft gegründet, in welche auch viele ältere eintraten. Auf einen solchen Hergang könnte schon die Lage der beiden Gesellschaftshäuser oder „Stuben“ deuten: die Eittiche hatten ihre Stube (zur Mucken) in der Nähe des Münsters, während die der Sterner (zum Seufzen) in dem jüngern Stadttheil jenseit des Birfigs lag. Und die Trennung der Patricier in eine obere und niedere Stube — deren jede nachmals vier Rathsstellen zu besetzen hatte — könnte ebenso erklärt, der Anlaß zu eigentlicher Parteiung aber gleichfalls auf die ausgebrochenen Unruhen zurückgeführt werden.

Doch waren es nicht diese Faktionen allein, welche im Interregnum die Stadt beunruhigten. Vielmehr folgte auch am Oberrhein eine Fehde der andern, und unser Bischof von Basel nahm den eifrigsten Antheil daran. Er und Graf Rudolf von Habsburg waren vor Allem thätig, ihre Herrschaft zu vergrößern und überall zuzugreifen, wo es zu greifen gab. Im Herbst 1261 schlossen beide mit der Stadt Straßburg einen Bund gegen den dortigen Bischof Walther von Geroltseck, der gleich ihnen seine Herrschaft zu vergrößern strebte, unkluger Weise aber in dem mächtigen Straßburg den Anfang damit machte. Er bestritt der Stadt ihre Freiheit und erhob eine Reihe von Forderungen, wonach die Bürger nichts weiter als seine Unterthanen sein sollten. Da setzten sich diese zur Wehr und brachten fast alle benachbarten Herren und Städte gegen ihn auf; Rudolf, der zugleich Landgraf im obern Elsaß war, wurde zum Stadthauptmann gewählt und nahm die Wahl bereitwillig an. Nachdem die Fehde zwei Jahre gedauert, und die Straßburger 1262 bei Hausbergen einen glorreichen Sieg erfochten hatten, mußte der Bischof sich zum Nachgeben verstehen, und sein Nachfolger, da er selbst aus Aerger über die erlittene Niederlage bald darauf starb, auch die Freiheiten der Stadt anerkennen (April 1263). Der Bischof von Basel glaubte nun die Zeit gekommen, wo er seine Macht auf Kosten des herrenlosen Reichs ungestört vergrößern könne, und da alle geistlichen und weltlichen Herren damals dasselbe thaten, lag in seinem Vorhaben durchaus nichts Auffallendes. So ließ er 1264 Breisach, welches König Konrad IV. dem Grafen Rudolf verpfändet hatte, zum Stift schwören und die Bürger erklären, daß die Stadt mit allem Zubehör freies Eigenthum der Basler Kirche sei. Ein paar Wochen später brachte er Rheinfelden in seine Gewalt: die Bürger mußten ihm Bei-

stand geloben und das Versprechen geben, sich nur mit seinem Willen einem andern Herrn zu unterwerfen. Beide Städte gehörten dem Reich: Breisach ganz, Rheinfelden als Lehn vom Stift. Auf ersteres hatte König Richard zwar verzichtet, allein es fragte sich, ob der Verzicht gültig sei, da die Ansprüche Rudolfs dabei unerledigt geblieben waren; der Stadt Rheinfelden dagegen hatte Kaiser Friedrich 1225 ausdrücklich versprochen, daß sie niemals vom Reich veräußert werden solle.

Rudolf mußte diesen und andern Uebergriffen des Bischofs vorerst ruhig zusehen, da er im Augenblick dessen Unterstützung nöthig hatte. Er war gerade damals vollauf beschäftigt, seinem Haus das Erbe der ausgestorbenen Grafen von Kyburg zu sichern (1264), das eine ganze Anzahl umwohnender Herren ihm streitig machte: der Abt von St. Gallen, Graf Peter von Savoyen, die Grafen von Toggenburg und die Herren von Regensberg. Als er seine Gegner der Reihe nach besiegt und die Erbschaft glücklich behauptet hatte, forderte er vom Bischof Entschädigung wegen Breisach. Er erhielt eine Summe Geldes, gab sich indessen nicht damit zufrieden und verlangte mehr. Da der Bischof nicht so viel geben wollte, entzweiten sich die bisherigen Bundesgenossen, und es brach nun eine erbitterte Fehde zwischen ihnen aus. Wie alle Fehden jener Zeit wurde sie weniger durch offene Kriegszüge und Kämpfe, als durch gegenseitige Verwüstung des Landes und Zerstörung der festen Plätze geführt. Darum litten auch die Städte und Bauern immer am meisten, während den Herren, die eigentlich die Fehde führten, nur mittelbar Abbruch geschah. Der Bischof begann die Feindseligkeiten. Er fiel (1268) mit den Bürgern aus der Stadt und zerstörte dem Grafen das Städtchen Blosheim (im Elsaß) und die Burg Hertenberg (bei Rheinfelden). Rudolf brachte dafür (1269) die Burg Reichenstein in seine Gewalt. Da die Basler in der Straßburger Fehde auf Seiten der Stadt Straßburg gestanden, glaubten sie, diese würde sich jetzt zu ihnen schlagen und von Rudolf abfallen; allein die Straßburger gingen nicht auf die Vorschläge ein, die ihnen von Basel gemacht wurden, sondern blieben Rudolf treu. Doch gelang es unserm Bischof, nachdem die Fehde zwei Jahre gedauert hatte, wenigstens den Straßburger Bischof zu gewinnen. Beide versuchten im Sommer 1271 eine Belagerung von Mühlhausen, obgleich ohne Erfolg; nach sechs Tagen mußten sie die Belagerung aufheben, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Graf Rudolf hatte unterdeß die Parteiongen in Basel für sich benutzt und durch Geschenke und Versprechungen die Sterner auf seine Seite gebracht. Als ihre Untreue ruchtbar wurde, entstand ein Auslauf, und die Sittiche trieben die Sterner aus der Stadt (1271). Diese flüchteten darauf zu Rudolf und leisteten

ihm im weitem Verlauf der Fehde tapfern Beistand. Gleich nachher erschien er im Münsterthal und steckte Münster und einige andere Dörfer in Brand.

Größern Umfang erhielt die Fehde nach dem Tod des Grafen Konrad von Freiburg, in Folge dessen sie auch auf das rechte Rheinufer hinübergespielt wurde. Konrad hatte zwei Söhne hinterlassen, von denen der eine Freiburg, der andere Neuenburg am Rhein und Badenweiler erben sollte. Als der letztere jedoch die Neuenburger am Abend vor dem Guldungstag gröblich beleidigte, schickten dieselben nach Basel und luden Bischof Heinrich ein, die Stadt für sich in Besitz zu nehmen. Heinrich wurde in der Nacht eingelassen, zerstörte die Burg des Grafen und setzte sich im Städtchen fest. Darauf verbanden sich die Brüder mit Rudolf, der ihnen versprach, dasselbe wieder gewinnen zu helfen. Wirklich rückte er 1272 mit einem Heerhaufen heran und verwüstete die Felder und Weinberge des Orts, mußte aber umkehren, als der Bischof den Neuenburgern zu Hülfe eilte. Der Bischof zog über den Rhein in's Elsaß und verheerte eine Anzahl Dörfer Rudolf's, während dieser sengend und brennend in ein Dorf vor Basel drang, dasselbe ausplünderte und die Beute nach Säckingen brachte. Hier entstand einige Wochen später durch Zufall Feuer, das fast den ganzen Ort in Asche legte; der Bischof zerstörte noch an demselben Tag den Ort vollends und schleppte Alles, was er fand, als Beute mit fort (17. August 1272). Acht Tage nachher erschien Rudolf zum zweiten Mal vor Basel und verbrannte die Vorstadt bei dem Kreuzthor. Da die gewöhnlichen Rheinübergänge bei Rheinfelden, Basel, Neuenburg und Breisach in bischöflichen Händen waren, hatte er kleine Rachen bauen lassen, die er stets auf Wagen mit sich führte: so konnte er unvermuthet bald hier bald dort übersehen und den Bischof von allen Seiten her beunruhigen. Im nächsten Sommer wurden die Feindseligkeiten mit neuer Heftigkeit aufgenommen. Rudolf legte sich im Juli mit zahlreichem Kriegsvolk vor die Stadt und verwüstete von dort aus das Münsterthal im Elsaß; auf der Anhöhe bei Binningen faßte er mit den Sternern festen Fuß, ohne daß Bischof und Bürger es zu hindern vermochten. Nachdem bei einem Ausfall der Bürgermeister Jakob Marschall um's Leben gekommen war, wagten die Basler kaum noch den Grafen zu beunruhigen.

Auf diese Art dauerte die Fehde in das fünfte Jahr, und noch war nicht abzusehen, wie sie enden würde, da weder Bischof Heinrich noch Graf Rudolf sich zum Nachgeben verstehen wollte. Da trat ein unerwartetes Ereigniß ein, welches ihr rasch ein Ende machte, wenn gleich auf eine für den Bischof nicht eben erfreuliche Weise: die Wahl Rudolf's zum deutschen König.

König Richard war, fast ganz verschollen, am 2. April 1272 in England gestorben. Die Kurfürsten beschloßen jetzt, Alfons von Kastilien nicht weiter zu berücksichtigen, sondern einen neuen König zu wählen, der es auch mit der That, nicht bloß mit dem Namen sei. Ihre Bemühungen blieben aber längere Zeit fruchtlos: König Ottokar von Böhmen lehnte im Voraus die Krone ab; Pfalzgraf Ludwig war den Erzbischöfen von Trier und Köln nicht genehm. Als alle Aussicht schwand, einen der ersten Reichsfürsten auf den Thron erheben zu können, richtete Erzbischof Werner von Mainz die Blicke auf Rudolf von Habsburg, der ihn einst sicher über die Alpen geleitet und dadurch zum Dank verpflichtet hatte. Wohl konnte Rudolf an Hausmacht sich mit keinem Reichsfürsten messen, aber er gehörte doch seit dem Aussterben der Kyburger zu den angesehensten Herren von Alemannien, und seine persönlichen Eigenschaften ließen hoffen, daß er die Krone schon wieder zu Ehren bringen werde. Ein treuer Anhänger der Hohenstaufen war er im Kampf für das Reich groß geworden und hatte noch unter Friedrich II. in Italien gefochten; auch nach dem Tod Friedrich's hatte er die Hohenstaufen unterstützt und erst 1262 sich zur Anerkennung Richard's bequemt. Er ging jetzt in das 56. Lebensjahr. Das Alter hatte den Uebermuth seiner Jugend gemildert, eine reiche Erfahrung ihn ruhig und besonnen, sein leutseliges Wesen ihn allerwärts beliebt gemacht, besonders bei den Geistlichen und in den Städten. Von seiner Tapferkeit, Klugheit und List hatte er wie von seinem Glück fast bei jedem Kriegszug glänzende Proben gegeben. Und dazu kam, daß er Erben hatte und gleich den Kaisern aus salischem und schwäbischem Haus ein ganzes Geschlecht auf den Thron bringen konnte. Den weltlichen Kurfürsten, von denen zwei gerade heirathslustig waren, empfahl er sich außerdem durch seine Töchter, die mit ihrer Hand zugleich Aussicht auf den Erwerb von Reichsgütern gewährten. Bald gelang es dem Erzbischof, die Stimmen auf Rudolf zu vereinigen, und Burggraf Friedrich von Nürnberg, ein Vetter Rudolf's, ward abgeschiedt, um ihn vorläufig von der Wahl in Kenntniß zu setzen. Durch Vermittlung des Burggrafen wurde am 22. September zwischen Rudolf und dem Bischof ein Waffenstillstand geschlossen, worauf nach

acht Tagen zu Frankfurt die Wahl einmüthig erfolgte (29. September 1273). Der Burggraf brachte die Nachricht in das Lager vor Basel; da er mitten in der Nacht kam, mußte Rudolf aus dem Schlaf geweckt werden. Nur mit Mühe konnte sich dieser von der Wirklichkeit des Geschehenen überzeugen, und als der Burggraf gar von den Heirathsanträgen der Kurfürsten sprach, wollte er kaum glauben, daß seine Töchter mit so großen Herren vermählt werden sollten. Doch nahm er mit freudigem Muth die Wahl an, die ihn in schwerer Zeit zum Thron berief, und schickte sogleich den Burggrafen in die Stadt, um Frieden mit dem Bischof zu schließen. Der aber brach nach Empfang der Kunde in die Worte aus: „nun lieber Herrgott sitze fest auf deinem Thron, oder der Graf wird auch ihn besteigen!“ Rudolf hob die Belagerung auf, entließ die Seinen und empfahl ihnen beim Abschied, die Gefangenen in Freiheit zu setzen und mit Allen Frieden zu halten; ein schönes Wort, womit er die Herrschaft antrat, nach langen Zeiten des Faust- und Fehderechts das erste Wort — Friede. Alle jauchzten laut auf und begrüßten ihn mit dem Zuruf: „es lebe der König!“ Dann zog er über Rheinfelden, Basel, Neuenburg und Breisach rheinabwärts zur Krönung nach Aachen.

Die Städte, welche der Bischof an sich gerissen, öffneten mit Freuden die Thore und wurden ohne Weiteres wieder unmittelbar dem Reich unterworfen. Auch Basel trat in ein engeres Verhältniß zum Reich, indem der König seinen getreuen Dienstmann, Ritter Hartmann von Baldegg, zum Vogt über die Stadt setzte. Zwar hatte die Vogtei ihren frühern Inhalt verloren, da die oberste Gerichtsbarkeit auf den Rath übergegangen war, aber es blieb doch nicht gleichgültig, ob der Vogt, der der Form nach immer noch die Strafgewalt übte, ein Beamter des Königs oder des Bischofs war. Denn war er ein Beamter des Bischofs, so hatte dieser von Rechtswegen mit der Vogtei zugleich die Herrschaft über die Stadt; war er dagegen ein Beamter des Königs, so war die Stadt frei und hatte keinen andern Herrn als den König. Ob aber die Vogtei dem Stift oder dem Reich gehöre, war zweifelhaft, da der Kaiser wenigstens den Blutbann stets dem Vogt unmittelbar geliehen hatte. Nach dem Aussterben der Grafen von Homberg, welche über ein Jahrhundert die Vogtei erblich besaßen, war freilich diese Verleihung nicht mehr geübt worden, und der Bischof hatte die Vögte willkürlich aus seinen Rittern gewählt. Allein das letzte Herkommen war noch kein Recht, da seit Jahrzehnten kein Kaiser die Rechte des Reichs geltend gemacht hatte. Und damit eben begann wie wir sehen König Rudolf vom ersten Augenblick seiner Regierung: er nahm nicht bloß Rheinfelden und Breisach, sondern auch die Basler Vogtei für das Reich in Anspruch.

Der Krönungszug nach Aachen glich einem wahren Triumphzug. Seit Christi Geburt, erzählt die Chronik, sei kein solch Frohlocken gewesen, wie über die Wahl Rudolf's. Ueberall wurde er mit Jubel begrüßt, glänzend empfangen und nach alter Sitte beschenkt. In Frankfurt stießen die rheinischen Kurfürsten zu ihm; in Mainz nahm er die Reichskleinodien entgegen, die seine Vorgänger kaum für schweres Geld hatten erlangen können. Je näher er Aachen kam, desto größer und glänzender wurde sein Gefolge; fortwährend schlossen sich neue Fürsten und Herren mit ihren Reifigen an; vor der Stadt vermochte die Straße auf drei Meilen weit die Menge des Volks nicht zu fassen. Die Königin zog von Brugg, dem Habsburgischen Stammsitz im Aargau, wo sie mit ihren Töchtern Haus hielt, zu Schiffe dem König nach. Auch sie ward überall ehrenvoll aufgenommen und beschenkt, so von den Deutschordensherren in Buggen, von der Stadt Rheinfelden, von Klerus und Bürgerschaft zu Basel (12. Oktober) und weiter von allen Städten, die sie rheinabwärts berührte. Kolmar z. B. lieferte ihr für die Hofhaltung 12 Fuder des besten Weins, Straßburg 60 Fuder und ein großes Schiff mit Getreide. In Aachen hielt sie an der Seite des Königs zu Pferd ihren feierlichen Einzug. Dann wurden beide in der Liebfrauenkirche durch den Erzbischof von Köln gesalbt und gekrönt (24. Oktober). An demselben Tag berichtete der Erzbischof an den Papst, empfahl ihm den neuen König und bat um die Bestätigung. Er schildert Rudolf als einen Freund der Kirche, rechtgläubig und fromm, glücklich im Krieg, stark durch eigenen Besitz wie durch angesehene Familienverbindungen, und vor Allem von freundlichem herzugewinnenden Aeußern. Noch in Aachen fand die Vermählung der ältesten Tochter des Königs (Mechthild) mit dem Pfalzgrafen bei Rhein, und der zweiten (Agnes) mit Herzog Albrecht von Sachsen statt. Nachdem Alles glücklich vollbracht, wurden die Fürsten entlassen, und Rudolf kehrte an den Rhein zurück, um von den Rheinstädten die Huldigung zu empfangen. Er zog über Köln, Worms, Speier, Hagenau, Straßburg und Kolmar nach Basel, wo er am 13. Januar 1274 mit einem Gefolge von hundert Rittern eintraf und die Sterner in allen Ehren wieder in die Stadt führte. Bischof Heinrich erwartete ihn am Münster mit dem gesammten Klerus der Stadt; von Ordensgeistlichen waren allein 42 Dominikaner, 36 Franziskaner, 12 Karmeliter und 8 Marienbrüder zugegen.

Achtzehn Jahre hat Rudolf zum Heil und Segen regiert, und wenn sein Haus auf dem Thron geblieben wäre, so hätte die Einheit Deutschlands wohl noch erhalten werden können. Die Erwartungen, die Alle von ihm hegten, wurden auf das Schönste erfüllt. Ihm ist es zu verdanken, daß das zerrüttete Reich in dem Augenblick, als es auseinander zu fallen drohte, fest zusammen gehalten wurde; er hat im fernen Osten, wo bis dahin slavische

Völker die Oberhand hatten, zuerst den deutschen Namen zur Geltung gebracht und ihn für alle Zeiten sicher gestellt. Wenn er auch nie die Kaiserkrone trug, so wiegt doch das, was er in Deutschland that, eine vorübergehende Wirksamkeit in Italien weit auf. Es bedurfte seiner ganzen Kraft und Klugheit, um nach beinahe dreißigjähriger Verwirrung Ruhe und Ordnung zu schaffen und die Wunden auszuheilen, welche die unaufhörlichen Fehden dem Land geschlagen hatten. Das aber ist unserm Rudolf vortrefflich gelungen. Er machte den Fehden ein Ende, öffnete die Straßen dem Verkehr und Handel, schaffte die Raubzölle ab, womit der Kaufmann zu Land und zu Wasser geplagt wurde, und zerstörte mit unerbittlicher Strenge alle Burgen, die der Verraubung und Plünderung Vorschub leisteten. Bei der großen Menge derselben war dies keine kleine Aufgabe; selbst die Einnahme einer einzelnen Burg war schwieriger als man denken sollte. Denn da die Belagerungskunst sich noch in den ersten Anfängen befand, war mit Waffengewalt nicht viel auszurichten, und wenn eine Burg hinreichende Lebensmittel hatte, vermochte ihr auch der Hunger nichts anzuhaben. Allein Rudolf wußte Rath zu finden. So oft er eine Belagerung führte, hatte er Vergleute zur Hand, die den Boden künstlich unterhöhlten und selbst die festesten Schlösser zum Fall brachten. In allen Theilen des Reichs, in Baiern, Franken, den Rheinlanden, Schwaben und Oestreich, ließ er den Mainzer Landfrieden von 1235 erneuern und von Fürsten, Herren, Rittern und Städten beschwören. Und was mehr sagen will, der Landfrieden wurde nicht wie einst unter Friedrich II. oder König Richard bloß verkündet, sondern ohne Ansehen der Person wirklich vollzogen.

Es war natürlich, daß in solcher Zeit die Städte sich von selber erholten; der König hätte gar nichts weiter für sie zu thun brauchen. Aber er war ihnen noch besonders gewogen. Verständig, praktisch, nüchtern und einfach, hatte er in seinem Wesen eine Art von Wahlverwandtschaft mit dem Bürgerthum. Nichts gewährte ihm größere Freude, als das Treiben der Kaufleute und Handwerker zu beobachten, sie zufrieden zu sehen oder ihnen irgendwie helfen zu können. So sehr die Minnesänger über seine Sparsamkeit klagten, soviel wissen die Chroniken von seiner freundlichen Herablassung zu rühmen; sie haben uns eine Menge von Zügen aufbewahrt, die am besten zeigen, wie er sich beliebt zu machen wußte. Nur ein paar mögen hier ihre Stelle finden. So traf er eines Tages in Basel einen Gerber bei schmutziger Arbeit. Wie schön wäre es, redete er ihn an, hundert Mark Einkünfte und dazu eine lebenswürdige Frau zu haben! Der Gerber antwortete, das brauche er nicht, weil er beides schon habe; worauf Rudolf sagte, er werde sogleich kommen und sehen, ob es wahr sei. Wirklich kam er bald zurück. Jener vertauschte inzwischen den Alltagsrock mit bessern

kleidern, ließ seine Frau dasselbe thun und rüstete in der Eile ein prächtiges Gastmahl her. Der König wunderte sich gewaltig, als er den Reichthum sah, fand Alles vortrefflich, besah das Haus und die Werkstatt und fragte endlich: warum aber treibt ihr bei euerm Ueberfluß ein so schmutziges Handwerk? „Weil wenn ich das Handwerk nicht mehr triebe, mein Reichthum bald zu Grunde gehen würde.“ Da lobte er den Gerber, bestärkte ihn in seinem Fleiß und hinterließ beim Abschied der Frau kostbare Geschenke. Ein ander Mal machte er Gemeinschaft mit einem Straßburger Kaufmann, der durch allzugroße Vorsicht im Handel von seinem frühern Wohlstand herabgekommen war. Beide schossen je hundert Mark zusammen. Er rieth nun dem Kaufmann, Häringe dafür in Straßburg zu kaufen und nach Köln auf den Markt zu bringen, dort aber Wein einzuhandeln und diesen in Straßburg zu verkaufen. Der Kaufmann machte große Augen und schüttelte bedenklich den Kopf, ging indeß auf das Unternehmen ein. Da zufällig die Märkte in Straßburg gerade mit Häringen, in Köln mit Wein überfüllt waren, warf das Geschäft großen Gewinn ab, obwohl sonst umgekehrt Wein von Straßburg und von Köln Häringe ausgeführt wurden. Rudolf gab dem Kaufmann noch die gute Lehre, daß man im Handel nicht immer nach der gewöhnlichen Wahrscheinlichkeit verfahren dürfe. Wieder ein ander Mal verhalf er in Nürnberg einem Kaufmann zu seinem Geld, das der letztere einem angesehenen Wirth anvertraut hatte, aber von ihm nicht wieder erlangen konnte. Er wandte sich daher mit einer Klage an den König. Als der Wirth bald darauf mit andern Bürgern in städtischen Angelegenheiten vor den König kamen, lobte dieser scherzend die schöne Mütze des Wirths und behielt sie unter dem Vorwand da, daß er sich eine ähnliche machen lassen wolle. Dann schickte er einen Diener mit der Mütze an die Frau des Wirths, ließ in dessen Namen das Geld von ihr holen und beschied beide Theile vor sein Verhör. Da der Wirth läugnete, etwas empfangen zu haben, brachte Rudolf den Sack mit dem Geld herbei; jener gerieth in Bestürzung und gestand seine Schuld ein. Er mußte nun außer dem Geld noch eine beträchtliche Buße zahlen.

So zeigte Rudolf überall eine warme Theilnahme für den Bürgerstand. Es darf uns daher nicht wundern, wenn er den Städten auch als politischen Gemeinden mannigfache Beweise seiner Gunst gab. Er bestätigte gern ihre Privilegien, gewährte bereitwillig neue und erkannte vor Allem die Freiheit der großen Bischofsstädte an. Seit der Zeit Friedrichs II. war diese stets ein Zankapfel zwischen dem Bischof und den Bürgern gewesen: der Bischof sah darin nur den Abfall von seiner frühern Herrschaft, während die Bürger das Recht auf ihrer Seite glaubten und es hartnäckig vertheidigten. Waren die Städte zu weit gegangen, so hatten doch auch die Bischöfe sich Uebergriiffe erlaubt; nirgends stand ihnen eine unbedingte

Herrschaft zu, da die Gerichtsbarkeit immer im Namen des Königs geübt worden war. Rudolf ergriff jetzt, ohne den Bischöfen zu nahe zu treten, Partei für die Städte, ließ ihre Abgeordneten auf dem Reichstag zu und legte so den Grund zu ihrer nachmaligen Reichsunmittelbarkeit. Nicht ganz so ungetrübt war sein Verhältniß zu den alten Hoffstädten, die dem König schon als Grundherren unterthan und zu Steuern und Abgaben verpflichtet waren. Sie hatten darum vorzugsweise die Kosten seiner Regierung zu bestreiten. Die vielen Kriege, die Rudolf führte, die Zerstörung der Raubschlösser, die Sicherung des Landfriedens kosteten Geld und immer wieder Geld: die Einnahme einer einzigen Burg z. B. erforderte nicht selten einen Aufwand von mehreren tausend Pfund. So mußten stets neue Auflagen gemacht werden, und diese wurden um so drückender, je geringer die Zahl der Abgabepflichtigen war. Als die Auflagen nicht nachließen, weigerten sich einzelne Städte ferner zu zahlen: hie und da brachen offene Empörungen aus; ein Betrüger, der sich für Friedrich II. ausgab, fand in der Wetterau und im Elsaß vielen Anhang. Rudolf führte indeß die Städte bald zum Gehorsam zurück und nöthigte sie, außer den verlangten Steuern noch ansehnliche Straf gelder zu zahlen. Seitdem blieben auch diese Städte ihm treu: sie sahen ein, daß wenn sie gleich von den Abgaben hart getroffen wurden, doch deren Verwendung ihnen wieder zu gute kam. Und im Uebrigen hatten sie allen Grund, dem König dankbar zu sein. Er dachte nicht daran, ihre freie Verfassung, die viel jüngern Ursprungs war als in den Bischofsstädten, zu unterdrücken, sondern zeigte sich umgekehrt ihrer fortgeschrittenen Entwicklung aufrichtig zugethan. Dadurch wurden diese Städte mit der Zeit ebenfalls reichsunmittelbar, d. h. dem König nur noch als Oberhaupt des Reichs, nicht mehr als Grundherren unterworfen. Noch ein paar Könige wie Rudolf, und die Städte hätten später den Fürsten gegenüber ihre Freiheit ganz anders vertheidigen können.

Ein Jahr nach des Königs Erhebung starb Bischof Heinrich (15. September 1274), wie man glaubte, weil er dieselbe nicht verschmerzen konnte. Es folgte ihm Heinrich der Minderbruder, von seiner Ordenstracht auch Gürtelknopf genannt, der dem König innig befreundet war und dessen höchstes Vertrauen genoß (1275–1286). Er war von niederer Herkunft, gebürtig aus Isny in Schwaben; von seinem Vater zum Geistlichen bestimmt, hatte er in Paris die Schulen besucht und dann zu Basel das Gelübde des h. Franziskus abgelegt. Seine glänzenden Geistesgaben waren bald anerkannt worden und hatten ihm die Lektorstelle im Kloster verschafft; ein Aufsteigen zu höhern Würden durfte er jedoch kaum erwarten, da dies für Ordensgeistliche mit besondern Schwierigkeiten verknüpft war. Das Kapitel hatte den Domherrn Peter Reich, der zugleich Probst der Mainzer Kirche war, zum Bischof gewählt und unsern Heinrich an den päpstlichen Hof geschickt, um die Bestätigung einzuholen. Allein Gregor X., der eben zu Lausanne einer Zusammenkunft mit Rudolf entgegen sah, bestätigte nicht den Gewählten, sondern machte Heinrich selber zum Bischof, sei es weil er ihn für fähiger hielt, oder weil er dem König eine Gunst erweisen wollte.

Von nun an finden wir den Bischof in den wichtigsten Reichsangelegenheiten thätig: er wurde überall gebraucht, wo es mehr als gewöhnlichen Geschicks bedurfte, und in die geheimsten Gedanken des Königs eingeweiht. Aber Niemand war auch im Dienst desselben so treu eifrig, so gewandt und unverdrossen als er. Fast unaufhörlich war er für Rudolf auf Reisen, bald in Italien, bald in England, bald in den verschiednen Theilen des Reichs; kaum fand er Zeit, daneben noch die Pflichten seines Amtes zu erfüllen und für die eignen Angelegenheiten zu sorgen. Doch vergaß er sein Bisthum keineswegs, und es verdient unsre volle Bewunderung, wie er, nach allen Seiten hin thätig, im Kleinen ebenso treu wie im Großen war. Den Bürgern zeigte er sich gleich seinem Herrn freundlich und wohlwollend: er ließ ihre Rechte unangetastet und bestätigte ohne Weigerung die Handfeste, die sein Vorgänger gegeben hatte. Daß es gern geschah, sehen wir daraus, daß er nachmals als Erzbischof von Mainz auch den dortigen Bürgern ihre Freiheiten erneuerte.

Nachdem Heinrich in Basel seine geistliche und weltliche Herrschaft angetreten, ging er nach Lausanne zurück, um den Verhandlungen mit dem Papst beizuwohnen. Es wurde bestimmt, daß nächste Pfingsten (1276) die Kaiserkrönung stattfinden, der Papst zu den Kosten der Romfahrt 12000 Mark steuern, und von Rudolf dann auch ein Kreuzzug unternommen werden solle. Ehe indeß irgend etwas ausgeführt war, starb Gregor X. Bischof Heinrich ging nun im Auftrag des Königs nach Rom, um mit dem neuen Papst Innocenz V. zu verhandeln. Er verweilte dort eine Zeit lang, mußte aber vor Abschluß der Sache zurückkehren, da sowohl Innocenz V. als dessen Nachfolger Hadrian V. von einer Seuche rasch hinweggerafft wurden. Auch von des Bischofs Begleitern starben neun; er selber kam krank am 17. September 1276 wieder nach Basel. So unterblieb nicht bloß der von Gregor angeordnete Kreuzzug, sondern vor der Hand auch die Romfahrt des Königs, und ehe Rudolf an die italienischen Angelegenheiten weiter denken konnte, sah er sich in Deutschland zu einem ernstlichen Krieg genöthigt.

König Ottokar von Böhmen hatte nach dem Aussterben der Babenberger die Herzogthümer Oestreich, Steier und Kärnthen an sich gerissen, aus seinen Ländern ein unabhängiges Reich gebildet, und obwohl er selber die deutsche Krone ausgeschlagen hatte, doch die Anerkennung Rudolfs verweigert. Da erklärte ihn dieser in die Acht und brach im Herbst des Jahres 1276 mit einem Heer in Oestreich ein, worauf jener die Herzogthümer herausgab und Böhmen und Mähren vom Reich zu Lehen nahm. Rudolf behielt Oestreich für sich und ließ, da er hier eine Hausmacht gründen wollte, auch die Königin mit den Kindern nachkommen: im Frühling des folgenden Jahres geleitete sie unser Bischof aus den habsburgischen Stammländern nach Wien. Die Herzogthümer wurden nun im Sinn des Königs neu geordnet und in Wien eine bleibende Hofhaltung eingerichtet; dabei ging der Bischof mit Rath und That zur Hand. Er verweilte den ganzen Sommer über am Hof und wurde schließlich als Bevollmächtigter nach England geschickt, um zwischen Hartmann, dem zweiten Sohn des Königs, und Johanna, der Tochter des Königs von England, ein Verlöbniß abzuschließen. Allein Ottokar empfand bald Reue über seine rasche Unterwerfung, sammelte in der Stille ein beträchtliches Heer und faßte den Plan, Rudolf in Oestreich zu überfallen. Am 27. Juni 1278 verließ er Prag und drang ohne Widerstand bis vor die Thore von Wien. Rudolf befand sich in größter Verlegenheit. Er hatte sein Heer längst entlassen und konnte in der Eile kein anderes zusammen bringen, das dem böhmischen gleich gewesen wäre. Zwar mahnte er die Fürsten um schleunigen Zuzug, allein seine Bitten fanden wenig Gehör: Niemand wollte sich beeilen, in seiner gefährlichen Lage ihn zu unterstützen. Nur die verbündeten

Ungarn zogen mit 14000 Mann zu Hülfe und stießen im Lager bei Marcheck zu ihm. Aus dem Reich kam Niemand als der treue Bischof von Basel, der Landvogt im Elß, Konrad Werner von Hadstatt, und ein schwäbischer Graf, zusammen mit 200 Rittern. So erfreut Rudolf über ihr Erscheinen war, so niederschlagend wirkte die Kunde des Bischofs, daß kein weiterer Zuzug zu erwarten sei. Dennoch beschloß er im Vertrauen auf Gottes Gnade, die ihn bis dahin so wunderbar geleitet, den Kampf mit seinem überlegnen Gegner aufzunehmen. Am 26. August 1278 lieferte er auf dem Marchfeld eine Schlacht und errang den glänzendsten Sieg: Ottokar verlor das Leben und mußte die Geschicke Oestreichs in Rudolfs Händen lassen. Es war ein heißer Tag; Rudolf selber gerieth in Lebensgefahr und konnte nur mit Mühe den Feinden entrisen werden; erst am Abend wurde die Niederlage der Böhmen entschieden. Auch die Basler hatten wacker mitgekämpft, darunter Heinrich Schorlin, welcher die erste Lanze brach, Vivian, der Schwiegervater Schorlin's, der Wunder von Tapferkeit verrichtete, und Rudolf zeh Rhin, der bei Beginn der Schlacht ein helles Kirchenlied anstimmte. Nachdem Rudolf seine gefallenen Gegner hatte bestatten lassen, zog er nach Mähren und Böhmen, brachte die beiden Länder zur Ruhe und bestätigte sie dem Sohn Ottokar's als Lehn. Zu dauernder Herstellung des Friedens wurde eine doppelte Familienverbindung beschlossen, wonach Wenzel, der Erbe Ottokar's, eine Tochter des Königs (Guta), und Rudolf, der jüngste Sohn desselben, die böhmische Agnes heirathen sollte. Beide Paare wurden durch Bischof Heinrich zu Iglau feierlich verlobt, und fröhliche Feste bildeten den Schluß des für Rudolf so glücklich endenden Kriegs. Gleichzeitig hatte noch ein anderes Verlöbniß statt, indem Markgraf Otto der jüngere von Brandenburg mit einer vierten Tochter des Königs (Hedwig) verlobt ward.

Rudolf benutzte die nächsten Jahre, um seine Herrschaft in Oestreich zu befestigen, das ihm jetzt Niemand mehr streitig machte. Auch im Reich wurde seine Stellung eine andere, seitdem er das ansehnliche Fürstenthum für sein Haus erworben hatte. Doch können wir gerade daran die beginnende Auflösung der Reichseinheit wahrnehmen. Denn wäre Deutschland noch ein Ganzes gewesen, so hätte Rudolf zu der königlichen Macht nichts weiter bedurft. Aber nach der Vernichtung der Herzogthümer durch Friedrich Barbarossa hatten die geistlichen und weltlichen Herren überall selbständige Rechte erworben und die alte einheitliche Regierung des Königs unmöglich gemacht. Friedrich II. hatte ihnen die Rechte bestätigt und im Interregnum war der Zerfall deutlich zu Tag getreten. Unter Philipp und Otto konnte es wohl noch zweifelhaft sein, ob die Fürsten oder die Städte die Oberhand behalten würden, allein der unglückliche Ausgang des Städtebundes hatte die Städte auf die Ver-

theidigung ihrer Freiheit beschränkt. So sah sich Rudolf genöthigt, wenn er die königliche Macht wiederherstellen wollte, diese selber auf eine Landesherrschaft zu gründen und ihr dadurch neue Kraft und Stärke zu verleihen. Gelang es dann, sie in seinem Haus erblich zu machen, so konnte das Reich vielleicht doch noch eine einheitliche Monarchie bleiben. —

Das Glück war dem König bis dahin immer hold gewesen. Alles war nach seinen Wünschen gegangen, über jeden Feind hatte er obgesiegt, noch hatte ihn kein ernstlicher Unfall betroffen. Aber bald folgten zwei trübe Ereignisse, welche ihn auf das Schmerzlichste an den Unbestand alles Zeitlichen erinnerten: der Tod der Königin, die am 16. Februar 1281 zu Wien verschied, und der seines Sohnes Hartmann, der am 21. Dezember desselben Jahres im Rhein ertrank. Die Königin hatte die Trennung von ihren Töchtern, namentlich von Clementia, der jüngsten, die vor Kurzem nach Neapel vermählt worden war, nicht überleben können. Als sie das Ende nahe fühlte, legte sie die Beichte ab, ordnete ihren letzten Willen und bestimmte das Münster in Basel zu ihrer Ruhestätte. Drei Tage darauf starb sie. Ihr Körper wurde einbalsamiert und von zwei Predigermönchen, zwei Franziskanern und einem zahlreichen Trauergefolge nach Basel geleitet. Hier fand nach dem Wunsch des Königs ein feierliches Leichenbegängniß Statt. Zwölfhundert Welt- und Ordensgeistliche giengen mit brennenden Kerzen dem Zug entgegen und führten ihn in das Münster. Während die Königin auf einem Todtenbett ausgestellt blieb, hielten drei Bischöfe die Messe; dann wurde der Leichnam wieder in den Sarg gelegt und unter Weinen und Klagen in die Gruft gesenkt. Noch härter traf den König der unerwartete Verlust seines Sohnes, auf dem die schönsten Hoffnungen ruhten. War es doch des Vaters liebster Wunsch, ihn zum Nachfolger wählen zu lassen, während der älteste Sohn Albrecht die österreichischen Lande erben sollte. Denn der dritte Sohn Rudolf, der Verlobte der böhmischen Agnes, war noch nicht zu seinen Tagen gekommen und dazu von so schwacher Gesundheit, daß auf sein Leben keinerlei Plan gebaut werden konnte. Hartmann wurde bereits in England erwartet, wo alle Anstalten getroffen waren, um seine Hochzeit mit der Königstochter feierlich zu begehen. Aber ein mit Graf Philipp von Savoyen ausgebrochener Krieg verzögerte seine Abreise und rief ihn vorher zum Kampf gegen den Reichsfeind. Nachdem er den Grafen zurückgeschlagen, und der Winter Waffenruhe geboten hatte, verließ er die obern Lande und bestieg zu Breisach mit mehreren Rittern ein Schiff, um in Mainz seinen Vater zu begrüßen. Als er in die Nähe von Rheinau gekommen war, stieß das Schiff in der Dunkelheit an's Ufer, schlug um, und Hartmann fand mit seinen Begleitern in den Wellen den Tod. Er ward nach Basel gebracht und im Münster neben seiner Mutter bestattet; vier Bischöfe und eine große Volksmenge standen

trauernd am Grab des hoffnungsvollen Königssohns. Der König ward von dem Unglück auf das Tiefste erschüttert. Lange vermochte er nicht nach England an den Vater der Braut zu schreiben; als er es endlich that, entschuldigte er sein Schweigen mit dem furchtbaren Schmerz, der sein Inneres durchwühlt habe. Zum Seelenheil für die beiden Verstorbenen übertrug er am 18. Oktober 1285 der Kirche zu Basel das Patronat in den Dörfern Augst und Zeiningen und bestimmte, daß Bischof Heinrich aus dem Ertrag Präbenden für zwei Priester stifte, die täglich zum Andenken der Königin und Hartmann's Messe lesen sollten.

Der Krieg mit Savoyen begann bald von Neuem, da die Vermittlungsversuche, die unser Bischof als Bevollmächtigter des Königs machte, ohne Erfolg blieben. Zuvor aber mußte Rudolf erst einen Zug gegen den Grafen Rainald von Mömpelgard unternehmen, welcher dem Bischof widerrechtlicher Weise das Gebiet von Bruntrut vorenthielt. Nach einer sechswöchentlichen Belagerung zwang er den Grafen, die Stadt mit allem Zubehör wieder herausgegeben (April 1283). Nun wandte er sich gegen den Grafen Philipp. Er rückte mit einem Heere vor Peterlingen, das den Feinden zur Hauptstütze diente, und schnitt durch enge Einschließung der Stadt alle Zufuhr ab. Doch brauchte es sieben Monate, ehe die Belagerten ausgehungert wurden, und so lange führten auch die Verhandlungen zu keinem für Rudolf annehmbaren Ergebniß. Nach der Einnahme des Orts aber leistete Philipp keinen Widerstand mehr und ließ sich die durch den Bischof ihm angebotenen Friedensbedingungen gefallen. Er mußte die geraubten Reichsgüter herausgeben, 2000 Mark Entschädigung zahlen und in Betreff weiterer Anstände ein Schiedsgericht annehmen, in welches der Bischof als Obmann trat. Dafür gewährte Rudolf sowohl ihm als den Bürgern von Murten und Peterlingen Verzeihung und volle Straflosigkeit.

Auch in der folgenden Zeit dauerte die innige Freundschaft zwischen dem König und unserm Bischof fort. Als der erstere, jetzt im Alter von 66 Jahren, an eine Wiedervermählung dachte, führte der Bischof bei Herzog Robert von Burgund und seiner jugendlichen Schwester Elisabeth die Brautwerbung aus. Schon am 5. Februar 1284 fand zu Remiremont die Trauung statt, und wenige Tage darauf zog das neuvermählte Paar in das Elsaß. Im Juni wurde dann in der Stadt Basel ein großer Hoftag gehalten, bei welchem es an ritterlichen Spielen und Festlichkeiten aller Art nicht fehlte. Nach dem Schluß derselben blieb der König noch eine Zeit lang in Basel und zog im Herbst zur Belagerung einiger Raubschlösser nach Schwaben, an welcher sich der Bischof betheiligte. Auf dem Hoftag, der im Frühjahr 1285 in Nürnberg gehalten wurde, war dieser ebenfalls anwesend, und nachdem Rudolf die Empörungen von Kolmar und Weßlar unterdrückt hatte, besuchte Heinrich zu Ende

Oktobers wieder den Hof des Königs in Luzern. Bei diesem Anlaß erhielt die Stadt Kleinbasel, die dem Stift gehörte, auf Bitten des Bischofs Kolmarer Stadtrecht: die Bürger sollten dieselben Freiheiten genießen wie die von Kolmar, doch dem Stift nach wie vor zu den hergebrachten Abgaben und Diensten verbunden bleiben. Rudolf bewilligte der Stadt außerdem einen wöchentlichen Markt und nahm die Besucher desselben in seinen und des Reiches Schirm.

Nachdem der König die Angelegenheiten Deutschlands geordnet hatte, richtete er sein Augenmerk wieder nach Italien. Er hatte die Kaiserkrönung durchaus nicht aufgegeben, nur wollte er nicht in Zwiespalt mit der Kirche sein Recht geltend machen. Er durfte also erst dann die Romfahrt antreten, wenn er sich mit dem Papst vollständig geeinigt haben würde; so wäre es möglich gewesen, in Italien das kaiserliche Ansehen wieder herzustellen und wenn nicht im Geist der Hohenstaufen, doch in der spätern Weise Heinrichs VII. eine Herrschaft zu begründen. Aber die Unterhandlungen, die zu keiner Zeit abgebrochen wurden, stießen immer auf neue Hindernisse, und daran war weder Rudolf noch die Kirche, sondern die Ungunst der Umstände Schuld. Denn wie zu Anfang seiner Regierung drei Päpste rasch nach einander hinweg starben, so folgten auch in der nächsten Zeit Johann XXI., Nikolaus III. und Martin IV. so schnell auf einander, daß das Werk der Verständigung keinmal zum Abschluß gelangte. Als Martin IV. im März 1285 gestorben und schon nach wenigen Tagen Honorius IV. zu seinem Nachfolger gewählt war, faßte Rudolf mit neuem Eifer die Sache auf. Die Kaiserkrone war um so wichtiger für ihn, als zugleich die Wahl seines Sohnes Rudolf zum König davon abhing: das Herkommen wenigstens erlaubte diese erst dann, wenn er selber Kaiser geworden wäre. Er schickte deshalb im Februar 1286 Bischof Heinrich mit den umfassendsten Vollmachten nach Rom und beauftragte ihn, wo möglich eine Vereinbarung herbeizuführen. Außerdem erhielt Heinrich noch den Auftrag, in Betreff der zwiespältigen Mainzer Bischofswahl sich für den Domprobst Peter Reich zu verwenden, der, wie wir wissen, als Erwählter von Basel einst unserm Heinrich Gürtelknopf hatte weichen müssen. Nach kurzem Aufenthalt am römischen Hof brachte es der Bischof wirklich dahin, daß der Papst den 2. Februar 1287 zur Kaiserkrönung bestimmte und den Cardinalbischof von Tusculum zu näherer Verabredung an den König schickte. Was aber die Mainzer Wahl anlangte, so hatte Heinrich wie vor 11 Jahren Papst und Kardinäle durch seine vortrefflichen Eigenschaften so für sich eingenommen, daß keiner der Gewählten bestätigt, sondern er selbst zum Erzbischof gemacht wurde (15. Mai 1286). Der Papst ernannte dafür den Domprobst Peter zum Bischof von Basel und ließ ihn durch den Cardinallegaten im Herbst des Jahres feierlich

konsekrieren. Leider starb auch Honorius IV., der so guten Willen für Rudolf zeigte, noch ehe der verabredete Römerzug ausgeführt werden konnte (3. April 1287), und sein Nachfolger Nikolaus IV., mit welchem die Verhandlungen abermals begannen, hatte wenig Lust, den Wünschen des Königs zu willfahren. Ungerechte Ansprüche, die er durchsetzen wollte, riefen Berwürfnisse hervor und schoben die Kaiserkrönung in ungewisse Ferne. So mußte Rudolf darauf verzichten, auch in Italien die Krone wieder zu Ehren zu bringen; denn hochbetagt wie er war, konnte ihm kein längeres Leben mehr beschieden sein. Dagegen durfte er vielleicht hoffen, daß sein Sohn Rudolf dennoch zum römischen König gewählt werde. Denn nachdem Wenzel 1285 mit Guta Hochzeit gehalten hatte, waren alle weltlichen Kurstimmen (ungetheilt oder getheilt) in der Hand von Schwiegersöhnen des Königs: König Wenzel von Böhmen, Pfalzgraf Ludwig bei Rhein, Herzog Albrecht von Sachsen und Markgraf Otto dem jüngeren von Brandenburg. Das wichtigste aber war, daß das Erzbisthum Mainz, welches die erste geistliche Kurstimme und bei der Wahl den größten Einfluß hatte, jetzt von dem treuen Bischof Heinrich bekleidet wurde. —

Während der Bischof noch in Italien war, kam Rudolf nach Basel und suchte die Parteiungen der Sterner und Sittiche heizulegen, die in der letzten Zeit zu blutigen Händeln geführt hatten. Er erließ ein Statut zu Erhaltung des Stadtfriedens, wonach die Parteien hinfort „lieblich und gütlich“ als ehrbare Ritter und Bürger mit einander leben sollten: wer dennoch einen Andern verwunde oder tödte, solle die gewöhnliche Buße zahlen und dazu eine bestimmte Zeit aus der Stadt verbannt werden; der Helfer solle dieselbe Strafe wie der Urheber verwirken (17. März 1286). Doch vermochte die Sakung nicht, die alten Parteiunterschiede mit einem Mal aufzuheben. Sie dauerten vielmehr noch eine Reihe von Jahren fort, wenn gleich die Gewaltthätigkeiten aufhörten. Bischof Peter Reich (1286—1296), der selbst zu einem Sternergeschlecht gehörte, suchte eine Verschmelzung der Parteien zu bewirken, indem er Söhne und Töchter seines Geschlechts mit Sittichen vermählte. Zugleich bestimmte er, um bei der Besatzung des Raths jede Eifersucht fern zu halten, daß der Bürgermeister und Oberstzunftmeister abwechselnd, die Rathsherrn aber in gleicher Anzahl aus den Parteien gewählt werden sollten. Von nun an waren also nicht bloß Ritter und Bürger, sondern innerhalb jedes Standes auch die zwei Parteien gleich stark im Rath vertreten; der Oberstzunftmeister, den der Bischof als Vorsteher sämtlicher Zünfte setzte, wurde schon seit der Zeit Heinrich's von Neuenburg aus dem Bürgerstand gewählt.

Als zu Anfang des folgenden Jahrhunderts die Handwerker Antheil am Regiment erlangten, erlosch der Parteiunterschied vollends, und es trat der natürliche Gegensatz zwischen

Rittern und Bürgern an seine Stelle. Die Handwerker wurden in's volle Bürgerrecht aufgenommen, und die Patricier machten in ihrem wohlverstandnen Interesse gemeinschaftliche Sache mit ihnen. Daher kam es auch, daß die Zunftbewegungen zu Basel in aller Ruhe und Stille verliefen, während anderwärts das ganze 14. Jahrhundert wilde und anhaltende Kämpfe tobten: die politische Gleichstellung der Handwerker erfolgte stufenweis, wie es die fortschreitenden Lebensverhältnisse von selbst mitbrachten. Denn nachdem das Grundeigenthum schon in den ersten Anfängen städtischen Lebens seine frühere Bedeutung verloren hatte, mußte später auch eine Zeit kommen, in welcher es aufhörte, Bedingung politischer Rechte zu sein. Und das war eben zu Anfang des 14. Jahrhunderts der Fall, als Handel und Gewerbe den dritten Stand reich und blühend gemacht hatten. Eine Reihe von Urkunden zeigt uns, daß wenn auch ein Reichthum, wie ihn Rudolf bei unserm Gerber fand, zu den Ausnahmen gehörte, doch der Wohlstand unter den Handwerkern allgemein verbreitet war. So hatte z. B. ein Färber, der 1281 dem Stift St. Leonhard sein ganzes Vermögen schenkte, drei Häuser vor dem Gselthor und eins an der Suterstraße. Ein Kupferschmied, der 1297 ebenfalls seine Güter dem Leonhardstift schenkte, besaß ein Haus am Spahlenthor, ein anderes in der Spahlenvorstadt, ein drittes in der innern Stadt und dazu eine jährliche Rente von zwei Mark Silber für ein der Stadt geleistetes Darlehn. Die kraftvolle Regierung Rudolf's hatte natürlich auch in Basel auf die rasche Verbreitung des Wohlstands gewirkt, zumal da Handel und Gewerbe in der letzten Zeit nur auf gewaltfame Art zurückgehalten waren. So kam eine längst vorbereitete Entwicklung unter ihm zur Reife: wenige Jahre nach seinem Tod beginnen die Bewegungen des dritten Standes, die zweihundert Jahre lang fortbauern, bis die Bildung des heutigen Bürgerstandes vollendet und dessen Erweiterung zum Staatsbürgerthum möglich ist. —

Auch der jüngste Sohn des Königs, Rudolf, der nach dem Tod Hartmann's zur Nachfolge im Reich ausersehen war, überlebte seinen Vater nicht. Er starb im blühendsten Alter am 8. Mai 1290 zu Prag. Ohne Frage wäre er zum König gewählt worden, wenn er am Leben geblieben wäre; schon war Alles eingeleitet, um das Zustandekommen der Wahl zu sichern. Jetzt blieb nur der älteste Sohn übrig, Herzog Albrecht von Oestreich, der, bei den Fürsten unbeliebt, sich bisher den Reichsangelegenheiten fern gehalten hatte. Dennoch beschloß der König, ihn wählen zu lassen, weil er, so ungewohnt auch eine solche Bestimmung der Nachfolge war, die Krone noch bei Lebzeiten seinem Haus sichern wollte. Er ließ den Herzog alsbald zu einer Fürstenversammlung nach Erfurt kommen und berief dann einen Hoftag nach Frankfurt, wo die Wahl selbst stattfinden sollte. Aber die Dinge hatten sich

sehr zu Ungunsten des Königs verändert. Sein treuer Anhänger, der kluge und gewandte Erzbischof Heinrich, war 1288 gestorben, und Gerhard von Eppstein, der neue Erzbischof von Mainz, trat den Plänen des Königs entschieden feindselig entgegen: Rudolf mußte unverrichteter Sache den Hoftag wieder entlassen (Santatesonntag 1291). Es war ihm nicht vergönnt, die Ordnung, die er im Reich gestiftet, von seinem Sohn fortgesetzt und das, was er zum Wohl des Ganzen gethan, auch seinem Geschlecht zu gut kommen zu sehen.

Wenige Wochen nach Vereitelung seines Lieblingswunsches ward er vom Tod ereilt. In echt ritterlicher Weise, eines Königs würdig, beschloß er sein thatenreiches Leben. Als er zu Germersheim das Ende nahe fühlte, rief er: „wohlauf nach Speier, da mehr meiner Vorfahren sind, die auch Könige waren; daß Niemand mich hinzuführen braucht, will ich selbst zu ihnen reiten.“ Schnell machte er sich auf und ritt mit seinen Begleitern in die alte Todtenstadt des Reichs; am folgenden Tag starb er, bis zum letzten Augenblick der Sinne und Sprache mächtig (15. Juli 1291). In der Kaisergruft ward ihm neben König Philipp von Schwaben die Ruhestätte bereitet, dem letzten König, der in deutscher Erde begraben lag. Der Grabstein erhielt die einfache Umschrift: *anno domini m c c x c j mense julio in die divisionis apostolorum obiit Rudolfus de Habesburc Romanorum rex.*

Es ist kein König wiedergekommen, der so im Herzen des Volks Wurzel gefaßt hätte wie Rudolf. Selbst von seinen Vorgängern ist, vielleicht Friedrich Barbarossa ausgenommen, keiner im Andenken des Volks so lebendig geblieben als er. Die Zeiten des Kaiserthums waren vorüber; auch Rudolf vermochte nicht, es im alten Sinn wiederherzustellen. Schon war die Aristokratie der Fürsten mächtiger, als daß das Königthum sie hätte unterdrücken können. Das zeigt sich daran, daß Rudolf, der so große Verdienste um das Reich hatte, nicht einmal die Wahl seines Sohnes durchsetzen konnte: die Fürsten wollten keinen starken König, der ihre Herrschaft beschränkt hätte, sie wollten einen schwachen und ohnmächtigen unter welchem sie selber die Herren spielten. So wurde denn nach Rudolf's Tod nicht Herzog Albrecht, sondern Adolf von Nassau, ein unbedeutender Graf, zum König erwählt. „Was soll das Gräßlin, ruft Ottokar der Chronist aus, das nu erwählt haben die Pfaffen,

des Reichs Frum schaffen?" Als später Herzog Albrecht dennoch folgte, hatte dies nach einmal unterbrochener Erbfolge keinen Werth mehr, und wenn hundert Jahre darnach auch das habsburgische Haus für immer den Thron bestieg, so war nun doch die Zeit längst vorüber, wo der Zerfall des Reichs hätte verhütet werden können. Die Geschehnisse hatten sich erfüllt.

Wiederum folgte im 14. Jahrhundert eine Zeit der Gährung und Auflösung, die gleich dem Interregnum ein wildes Faustrecht mit sich führte. Wie damals wollten die Fürsten auf Kosten des Schwächern ihre Macht vergrößern, die Ritter von Raub und Fehde leben, die Städte und Bauern aber ihre Rechte erhalten und sichern: kein Kaiser war stark genug, die entfesselten Kräfte zu beherrschen und, ein zweiter Rudolf von Habsburg, Ruhe und Ordnung zu schaffen. Städte und Landgemeinden schlossen von Neuem Bündnisse, um sich der Uebergrieffe des Adels erwehren zu können; hie und da traten wohl auch, wenn die Räubereien zu arg wurden, benachbarte Fürsten hinzu, um auf bestimmte Zeit einen Landfrieden zu schließen. Doch waren solche Verbindungen nur von vorübergehender Dauer. Denn in dem bunten Durcheinander drängte Alles zur Entscheidung, ob die Fürsten zu ausschließlicher Herrschaft gelangen sollten oder nicht. Zu Ende des Jahrhunderts (1386—1389) entbrannte ein allgemeiner Krieg der Herren und Ritter gegen die verbündeten Städte und Landgemeinden, am heftigsten in den Rheinlanden, in Schwaben und in der Schweiz. Wie wir wissen, war der Ausgang desselben ein verschiedener: während die Schweizer Eidgenossen bei Sempach und Näfels glänzende Siege erfochten, wurden die verbündeten Städte bei Döffingen, Worms und Frankfurt geschlagen; dort gewann die Sache der Freiheit, in Deutschland die der Fürstenherrschaft den Sieg.

Damit will der Erzähler für diesmal schließen und seinen Lesern, groß und klein, von Herzen Glück zum neuen Jahr wünschen. Er hofft, daß er mit seiner Geschichte nicht allzu lang oder gar langweilig geworden sei, und denkt, daß auch in unserm eidgenössischen Basel Niemand die Verdienste Rudolf's vergessen wird, der wie kein anderer ein Freund der Städte und des Bürgerthums war.

Inhaltsanzeige

der Monatsblätter für Basels Jugend.

Nro.	I.	Jahrg.	1821.	Isaak Iselin. 1728—1782.
"	II.	"	1822.	Auszug der Raachacher.
"	III.	"	1823.	Basel wird eidgenössisch. 1501.
"	IV.	"	1824.	Die Schlacht bei St. Jakob. 1444.
"	V.	"	1825.	Die Kirchenversammlung zu Basel. 1431—1448.
"	VI.	"	1826.	Die Stiftung der Basler Hochschule. 1460.
"	VII.	"	1827.	Erasmus in Basel. 1516—1536.
"	VIII.	"	1828.	Scheith Ibrahim. 1784—1817.
"	IX.	"	1829.	Rudolf von Habsburg vor Basel. 1273.
"	X.	"	1830.	Bürgermeister J. N. Wettstein. 1646 und 1647.
"	XI.	"	1831.	Das Jahr 1830.
"	XII.	"	1832.	Die Schlacht bei Dornach. 1499.
"	XIII.	"	1835.	Landvogt Peter von Hagenbach. 1469—1473.
"	XIV.	"	1836.	Das Leben Thomas Platers. 1499—1582.
"	XV.	"	1837.	Das große Sterben. 1348 und 1349.
"	XVI.	"	1838.	Das Karthäuser-Kloster zu Basel. 1416—1536.
"	XVII.	"	1839.	Der Kappentrieg. 1594.
"	XVIII.	"	1840.	Die ersten Buchdrucker zu Basel.
"	XIX.	"	1841.	Die Zeiten des großen Erdbebens.
"	XX.	"	1842.	Hans Holbein der Jüngere von Basel.
"	XXI.	"	1843.	Das Siechenhaus zu Sankt-Jakob.
"	XXII.	"	1844.	Die Schlacht von St. Jakob an der Birs.

Neue Folge.

"	XXIII.	"	1845.	Die Auarer und die Römer, Augusta Mauracorum und Basilia.
"	XXIV.	"	1846.	Die Alamannen und ihre Bekehrung zum Christenthum.
"	XXV.	"	1847.	Bischof Haito, oder Basel unter der fränkischen Herrschaft.
"	XXVI.	"	1848.	Das Königreich Burgund. 888—1032.
"	XXVII.	"	1849.	Bürgermeister J. N. Wettstein a. d. westphäl. Friedensversammlung.
"	XXVIII.	"	1850.	Das Münster zu Basel.
"	XXIX.	"	1851.	Bischof Burchard von Hasenburg und das Kloster St. Alban.
"	XXX.	"	1852.	Das alte Basel bis zum Erdbeben 1356.
"	XXXI.	"	1853.	Die Bischöfe Adelbero und Ortlieb von Froburg.
"	XXXII.	"	1854.	Bischof Heinrich von Thun.
"	XXXIII.	"	1855.	Die Wettelorden in Basel.
"	XXXIV.	"	1856.	Die Zünfte und der rheinische Städte-Bund.

In Bahnmair's Buchhandlung (C. Detloff), Freiestraße Nro. 1178, sind diese Monatsblätter, ausgenommen Nro. 29 und 30, welche vergriffen sind, um den bekannten Preis zu erhalten.
— Die Nros. 3, 4, 16 und 24 sind einzeln nicht mehr zu haben.

